

Workshop 3: Familienformen im Wandel – Stephan Bergmann **eaf- Fachtagung am 19.05.14 in Nürnberg**

- gekürzte Fassung – es gilt das gesprochene Wort -

Familienglück, Familienfrust, Familienfest, Familienkrach: irgendwie kennen wir das alle, das alles kommt in den besten Familien vor. Und wer das aus eigener Erfahrung weiß und immer wieder neu erlebt, der weiß auch, dass jede Familie ihre eigenen Rituale und damit ihre eigenen Formen lebt, hegt und pflegt. Wie sonst bekämen wir immer wieder zu hören: Das liegt in der Familie oder Das bleibt in der Familie. Und doch ist Familie keine hermetisch abgeschlossene soziale Gruppe: an ihren Formtiefs und Formhochs hat die Außenwelt erheblichen Anteil. Auch die klassische Familie Vater-Mutter-Kind bildet oft schon ein weites Spektrum an gelebten Familienformen ab, man denke nur an

- die unterschiedliche Wertschätzung von Familien- und Erwerbsarbeit
- die Geschlechter- und Generationengerechtigkeit innerhalb der Familie selbst
- die Reaktion auf so manches von außen diktiertes gesellschaftliches Rollenklischee.

Schon da können wir die Form, in der die traditionelle Familie lebt, immer öfter im Wandel erkennen, ohne noch den Blick auf neue, modernere Formen familiären Zusammenlebens geweitet zu haben. Wenn wir Familie als den gegebenen Einübungsort für soziales Verhalten, für Wertbildung und das Erlernen von Tugenden und nicht zuletzt für religiöse Beheimatung im Glauben sehen, dann hat sie eine immense gestalterische Chance für Gesellschaft, Staat und Kirche. Dies ist umso wichtiger als wir in einer Zeit rasanter gesellschaftlicher Umbrüche (Globalisierung, Ökonomisierung, lebenslange Mobilität und Flexibilität) leben und der Spagat zwischen Wunsch nach familiärer Geborgenheit und weltlich-externer Wirklichkeit immer größer wird. Die Folgen sind ein ständig neuer Anpassungszwang für die klassische Familie bzw. dann auch eine weitere Pluralisierung der Familienformen.

Erfreuliches Faktum ist dabei, dass laut dem letzten Familienreport der Bundesregierung die Familie für die meisten Deutschen etwas Besonderes, etwas Wertbeständiges ist und dass vier von fünf Deutschen sagen, sie bräuchten zum Glücklichen sein eine Familie. Gerade eben auch jüngere Menschen bis 30 sind dieser Ansicht, so viele wie nie zuvor. Allerdings wandelt sich das Familienbild: obwohl die klassische Konstellation, also Ehepaare, Vater Mutter mit Kind, weiter dominiert, betrachten immer mehr Deutsche auch unverheiratete Eltern, Alleinerziehende, Wiederverheiratete oder neu formierte Paare mit Kindern als Familie. Bei jungen Leuten stehen nach neuesten Umfragen neben der Familie insbesondere Freundschaft und Freunde hoch im Kurs.

Auch in der Bibel nimmt Freundschaft ja ähnlich wie die Familie einen sehr hohen Rang ein, von einer neuen Geschwisterlichkeit in Gott ist da seitens Jesu die Rede und es tauchen in der Heiligen Schrift eine ganze Fülle lebendiger Familienformen abseits der Ehe auf. Auch das sollten wir im Kopf haben, wenn heutzutage über den Wandel der Familienformen geredet wird.

Wenn nun die aktuelle Kontroverse um die Rangordnung verschiedener Familienformen und damit um den Primat des kirchlichen Leitbilds Ehe und Familie geführt wird, so lohnt ein weiterer Blick auf die Bibel. Danach gab es das Leitbild-Modell Ehe und Familie vor allem deshalb, weil es um der Sorge für Nachkommen entsprach und mit Blick auf die Schöpfungsgeschichte auf Frau und Mann bezogen war. Für Martin Luther war die Ehe zwar „ein weltlich Ding“, also kein Sakrament, aber sie war für ihn zugleich auch „göttlich Werk und Gebot“, heute in unserer Kirche immerhin die Segnung eines weltlich geschlossenen Bündnisses.

Ehe und Familie bleiben biblisch gesehen also auf Frau, Mann und Kind focussiert und damit auch Leitbild. Was heißt das für uns als evangelische Christen heute? In einer Zeit, wo die Diskussion von Alleinerziehenden über Patchwork- und Regenbogenfamilien bis hin zur Homo-Ehe geht und wo staatlicherseits die rechtliche Umsetzung der Anerkennung neuer Familienformen längst im Wandel ist?

Ich glaube, dass wir angesichts der Veränderungen in unserer Gesellschaft nicht den Kopf in den Sand stecken und der Familie oder familiärer Verantwortung keine Entwicklung oder Pluralisierung zugestehen dürfen. Ebenso wenig dürfen wir aber jedem gesellschaftlichen Trend hinterherhecheln und uns in unserer Botschaft so pluralisieren, daß am Ende niemand mehr versteht, wofür wir in erster Linie stehen.

Die Gesellschaft erwartet von Kirche und Diakonie weit mehr als von anderen gesellschaftlichen Gruppen das „Besondere“, die ethische Orientierung, den Kompass für Mitmenschlichkeit und verantwortliches Zusammenleben: deshalb ist der Verweis auf einen Leitbildcharakter von Familie auch nicht überholt, darf allerdings nicht zum Dogma werden.

Ich meine im übrigen, dass wir noch allzuoft wegen der angesagten Beschäftigung mit den gängigen neuen Familienformen die neuen innerfamiliären Problemstellungen vernachlässigen: da geht es um die Verschiebung der Generationenfolge, um junge Großeltern mit Erziehungsverantwortung für ihre Enkel, oder auch um für ihre Kinder zu alte Eltern, die zudem womöglich noch berufsbedingt mit der Sorge für ihre hilfsbedürftigen Eltern überfordert sind. Und da geht es auch um die Verschiebung der Geschlechterrollen, die längst fällig waren, leider aber immer noch zu stark den ökonomischen Erfordernissen (Frauen als billige Reservearmee auf dem Arbeitsmarkt, unterschiedliche Entlohnung Frauen-Männer, gesichertes Familieneinkommen wegen wachsender sozialer Ungleichheit nur durch Doppelverdienst etc.) angepasst werden.

Und es geht last but not least um die Folgen der immer noch unzureichenden Finanzierung im Bildungsbereich für die Jungen (etwa in der frühkindlichen Bildung für Kinder benachteiligter Familien) und im Gesundheitsbereich für die Alten (Pflege, Palliativ-medicin, chronisch-Krankenversorgung etc.).

All das wirkt sich auf Familien – egal welcher Form - aus und beeinflusst ihr Zusammenleben, ihren Toleranzpegel und damit auch ihre „Halbwertszeit“. Da ist die Familienform oft mehr im Wandel, oft mehr gefährdet als wir wegen der geläufigen Formendiskussion vielleicht wahrnehmen. Und vergessen wir nicht: es gibt auch völlig neue Formen familienähnlicher Verbände wie Alten-WGs oder Betreuungsgemeinschaften für behinderte Jugendliche.

Man muss nicht alles neu erfinden, um weiterhin aktuell zu sein. Nach wie vor hat m.E. unser bayerisches synodales Familienwort mit dem Titel: „Familie – auch in Zukunft“ aus dem Jahr 2000 seine Gültigkeit und hat schon damals viele der heute diskutierten Problemstellungen aufgenommen – siehe dazu auch jüngste EAF-Stellungnahme zur EKD-Familien-Orientierungshilfe vom August 2013.

Ich zitiere aus unserem Papier:

„Familie lebt heutzutage in vielen Formen. Sie muss im Spannungsfeld ihrer Tradition, ihrer Herausforderungen in der Gegenwart, und ihrer Lebensfähigkeit in der Zukunft betrachtet werden, ohne dass dabei ihre unveräußerliche Würde aufgegeben wird. Die Generationen übergreifende Solidarität und die Gleichberechtigung der Geschlechter sind für uns zentrale Bestandteile unseres Familienverständnisses. Familie so verstanden ist also überall dort, wo Eltern Verantwortung für ihre Kinder übernehmen und diese in Liebe und Verlässlichkeit aufwachsen können. Familie ist umgekehrt auch der Ort, an dem Kinder Verantwortung für ihre Eltern tragen. ..Wo immer solches verantwortliches Zusammenleben praktiziert wird, besteht Anspruch auf Schutz und Anerkennung durch die Gesellschaft. Grund für unsere Orientierung am christlichen Leitbild Ehe und Familie sind verlässliche Beziehungen zu Vater und Mutter. Dieses Leitbild verwirklicht sich für uns am deutlichsten in dem von Liebe und partnerschaftlicher Wertschätzung getragenen, geordneten Zusammenleben von Mann und Frau, das Kindern Liebe und Geborgenheit bietet und damit ein Grundpfeiler der Familie ist....“ Allerdings weiter biblisch begründet: „Für gelingendes Leben gilt insbesondere das 4. Gebot: Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren...Dieses Gebot gilt lebenslang. Es konkretisiert sich in jeder Lebensphase anders, immer weist es die Generationen anein-ander und dient somit dem gelingenden Leben miteinander. In der Familie, im Reichtum ihrer Formen, verwirklicht sich der Wille Gottes, dass es nicht gut ist, dass der Mensch allein sei (1.Mose). Freilich steht auch die Familie unter Jesu grundsätzlicher Aussage zu allen institutionellen Formen des Zusammenlebens, dass nicht sie die Güte des Lebens garantieren, sondern das sie an der Verwirklichung von Menschlichkeit zu messen sind(MK 2,27).“

Liebe, partnerschaftliche Wertschätzung und Verlässlichkeit sind also die Kernkriterien für alle Formen familiären Zusammenlebens – eben auch für die neuen, also z.B. für die ehelosen oder neu geschlossenen, oder auch für die homosexuellen. Und wir sollten für jede Übernahme von wirklicher Verantwortung und Verlässlichkeit dankbar sein und dieser immer den Vorzug vor Vereinzelung und Egozentrik geben – die Form darf dabei nicht ausschlaggebend sein oder gar zum Selbstzweck werden. Allerdings sollten wir als Kirche und Diakonie andererseits auch mit Verve gegen das immer mehr um sich greifende Phänomen der sog. Lebensabschnittpartnerschaft oder auch Ex-und Hopp-Wegwerfbeziehung Stellung beziehen. Gerade da ist es wichtig, am einzigartigen Leitcharakter des traditionellen Modells „Ehe und Familie“ festzuhalten. Dass auch dieses in der Praxis scheitern kann, ändert noch nichts an seiner Orientierungsfunktion. Idealtypisch und immer noch einzigartig wird die Ehe ja rechtsverbindlich für eine lebenslange Partnerschaft mit ebensolcher Verantwortung als Mann und Frau, Vater und Mutter, später Kinder und Eltern geschlossen.

Sie ist (s.o.) Ausdruck christlicher Grundorientierung, historisch gewachsen, sie gibt – jedenfalls idealtypisch betrachtet -dem geordneten Zusammenleben zum Wohle aller Generationen im Familienverbund eine ethische Verwurzelung und rechtliche Absicherung. Trotz dieser herausgehobenen Form kann die institutionelle Form der Ehe eben nur Leitbild, Kompass, nicht aber Gesetz oder abgehobene Norm sein. Die Form der Familie darf nie nur Selbstzweck sein, z.B. wenn es um die Geschlechtergleichstellung oder um häusliche Gewalt geht. Die kirchliche Adaption und Priorisierung von Ehe und Familie – auch als Sicherung für Nachkommenschaft - als Leitbild und nun einmal schon existierendes Modell für verbindliches Zusammenleben darf auf keinen Fall zur gleichzeitigen Abwertung anderer Formen familiären Zusammenlebens führen.

Der Leitbild-Begriff – so auch unser Landesbischof – setzt sogar voraus, dass es auch andere legitime Formen des Zusammenlebens gibt, die sich im Hinblick auf die dort gelebten Grundwerte eben sogar oft am Modell Ehe orientieren. Eben solche familiäre Formen, die auf Verlässlichkeit und Wertschätzung hin angelegt sind. Nach Bedford-Strohm: Eine Ethik, die sich auf Jesus beruft, muss menschnah sein – sie muss sich in die Situation der Menschen hineinversetzen. Über Patchworkfamilien, Alleinerziehende oder homosexuelle Partnerschaften kann Kirche nur dann reden, wenn sie dies gut biblisch nur im Lichte der Goldenen Regel tut (alles, was ihr wollt, dass euch die Leute tun sollen, das tut ihnen auch, Mt 12,1) und nicht unter Bezugnahme auf oft aus dem Zusammenhang gerissene einzelne Bibelstellen zum Zusammenleben. Wir sollten uns also gerade auch bei Beibehaltung unseres familiären Leitbildes m.E. über jede Form verlässlicher Verantwortung und Zuwendung freuen und nicht beklagen, wenn die Form dafür nicht immer unserem Idealbild entspricht. Über jede Form von Gemeinschaft kann sich ein Christ eigentlich erstmal nur freuen. Wir sollten daneben aber auch immer sehr sensibel die Familienbild-Vorstellungen unserer Kirchenmitglieder im Blick behalten – denn nicht zuletzt sind es diese ja, die unsere kirchlichen und diakonischen Aktivitäten zu einem Großteil mit ihren Steuern finanzieren.

Was folgt daraus?

- Der Spagat zwischen dem christlichen Leitbild „Ehe und Familie“ und neuen Formen familiären Zusammenlebens muß für Kirche und Diakonie eigentlich gar kein Spagat sein. Das gelingt, wenn das Leitbild nicht zum Gesetz erhoben sondern im positiv-konstruktiven Sinne als Zukunftsmodell für gesicherten Familienzusammenhalt, aber auch als Kompass für andere verantwortliche Familienformen verstanden wird. Das gelingt, wenn der Wert des einen verteidigt wird ohne das andere herabzuwürdigen. Das kann andererseits aber auch nur gelingen, wenn Kirche und Diakonie nicht den Eindruck erwecken, als gehe es ihnen in ihrer praktischen Arbeit nur noch um benachteiligte alternative Familienformen (z.B. Alleinerziehende) – zulasten der wachsenden Probleme auch klassischer Familien. Für die kirchliche und diakonische Arbeit sollte daher gelten:
- Kirche und Diakonie sollten Meinungsführer für Menschenwürde und damit auch für die Würde der Familie (Keimzelle eines soli-darischen Gemeinwesens) sein und dabei auch das Familienbild ihrer Kirchenmitglieder im Auge behalten
- Kirche und Diakonie sollten nicht nur Anwälte für benachteiligte alternative Familienformen sein, sondern genauso glaubwürdige Lobbyisten für die positive Leitbildfunktion von Ehe und Familie
- Kirche und Diakonie als Fürsprecher für Geschlechter- und Generationensolidarität in Familien (auch bei häuslicher Pflege etc.)
- Kirche und Diakonie als Projektentwickler für innerfamiliäre Konfliktvermeidung angesichts der Generationenverschiebung
- Kirche und Diakonie als Gegner eines Familienmodells, das sich hauptsächlich ökonomischen Zwängen unterordnet
- Kirche und Diakonie als aufgeschlossene Partner für neue Formen des Zusammenlebens bei Alten und Kranken
- Kirche und Diakonie als vorbildliche Arbeitgeber in Sachen Familienorientierung – gerade auch mit Blick auf neue Familienformen

- mehr Sensibilität in den Kirchengemeinden für den Alltag neuer Familienformen, deren Chancen und Probleme, Entwicklung entsprechender Angebote auf gemeindlicher Ebene – dabei verstärkte Zusammenarbeit mit örtlicher Diakonie
- Unterstützung nachbarschaftlicher Netzwerke in der Familienselbsthilfe
- Beratungs- und Hilfsangebote nicht nur vorwiegend im Krisenfall sondern auch mehr präventiv (z.B. Vorbereitung auf Elternrolle oder auf Pflege in der Familie sowie ganzheitliche, wertorientierte und familienunterstützende Erziehung von Kindern und Jugendlichen, Vorbereitung auf neues Leben im Alter)

Stephan Bergmann